

ERSCHEINUNG DES HERRN. Sonette von Reinhold Schneider. (36 S.) Waibstadt bei Heidelberg 1946, Verlag Kemper.

Aus der unerschöpflich scheinenden Fülle von Sonetten Reinhold Schneiders erscheinen immer neue Bändchen. Es handelt sich dabei aber meistens — wie auch hier bei unserem Bändchen — um eine Auswahl aus den bereits während des Krieges erschienenen Büchern „Das Gottesreich in der Zeit“ (Manskriptdruck ohne Verlag, 1942) und „Jetzt ist des Heiligen Zeit“ (Alsatia, Kolmar). — Wir wollen nicht vergessen, welche Bedeutung diese Sonette für uns gewonnen haben, als sie von Hand zu Hand weitergereicht wurden, in einer Zeit, da „längst begann das Große hinzutauen, des Lebens Worte schwanen hin im Leeren und endlich aus dem Leeren stieg das Grauen“.

Als demütiger Zeuge Gottes, aber erfüllt von dem tiefen Verantwortungsbewußtsein, „dieser Stunde ernstes Werk zu tun“, schrieb der Dichter seine Sonette als „ein schwaches Wort in wilddurchstürmten Tagen, zum Streite rufend“. Und es gilt von ihm, was er selber von Calderon sagt, daß er des Glaubens Klarheit, die mächtige Glut des männlich reinen Herzens für den Herrn, den heiligen Ernst mit ungebrochenem Mut gelebt hat, erfüllt, geführt, durchglüht von seinem Stern, da ein vernichtend Schicksal sein Volk bedrohte und sein heilig Gut.

Was macht die Eigenart und Bedeutung der Sonette Reinhold Schneiders aus? Nicht nur, daß von ihm die schwierige und strenge Form des Sonetts mit großer Meisterschaft gehandhabt wird und er dadurch viele, besonders jüngere Talente, veranlaßt, seinen Spuren zu folgen, sondern daß in ihnen das Ewige eben so nahe und gegenwärtig ist wie die Zeit, das persönliche Schicksal ebenso wie die großen Geschehnisse der Geschichte, daß sie ebenso beschwörende Anrufe für den Einzelnen sind wie Deutungen der Völkergeschicke, daß die Konturen des irdischen und des ewigen Reiches ineinander übergehen, daß alles kreist um das Kreuz als Mitte. Schneiders Sonette wurden kühne und kraftgebende Beschwörungsformeln für die Unbeugsamkeit des christlichen Glaubens inmitten von Gewalt und Untergang. Immer geschieht in ihnen die „Erscheinung des Herrn“, zum Gericht, aber auch zur Verherrlichung und zum Sieg, zur Erfüllung in der ewigen Heimkehr zum Vater.

H. Gorski S. J.

SINNZEICHEN. Sonette von Christine Ständer. (48 S.) Warendorf 1946, J. Schnellsche Buchhandlung.

Für Christine Ständer werden „die lieben Erdendinge in der Zeit“ zu „Sinnzeichen“ einer Wirklichkeit, die über dem Leid dieser Welt thront und aus der heraus die kranke Schöpfung wiedergenesen soll. Die Natur führt zur lebendigen Offenbarung Gottes und zur ahnenden Anbetung. Alle Dinge erschließen der Seele ihr göttliches Geheimnis, so daß sie aufjubelt im Lobpreis ihres Gottes. Sinnend geht sie Alltagswege. Die alltäglichen Dinge aber verklären sich im Anschauen und bringen innere Wandlung. Die Seele fühlt sich „gesegnet wie reifes Korn, das weiterschenkt, was es an Helle trank“. Die Stunde des Leids und der Not aber ist erst recht die Stunde Gottes. Gott nimmt nur, um Besseres zu geben. Auch „jede Elendspfüte will noch loben“. Sinnbilder werden auch die Trümmer unserer Zeit. Auch in ihrer Wahrheit „kommt Gott gegangen“. Diese Sonette zeichnen sich nicht aus durch eine stark dichterische Gestaltung; denn manches ist da zu leicht und sorglos hingeschrieben. Nicht immer ergibt sich alles ungezwungen, besonders wo es sich um sehr Aktuelles handelt. Ergreifend aber bleibt die tiefe Sehnsucht der Seele, alle Dinge zu verwandeln in einen Lobpreis Gottes, der als der letzte Sinn hinter allen Zeichen steht.

H. Gorski S. J.

EDUARD MÖRIKE, Unveröffentlichte Briefe. Herausgegeben von Friedrich Seebaß. Zweite, umgearbeitete Auflage. (XIV und 629 S.) Stuttgart 1945, Cotta-Verlag.

Der Hölderlin-Forscher Friedrich Seebaß hat mit der Herausgabe dieses Bandes die bereits bestehenden Ausgaben von Mörike-Briefen wesentlich bereichert. Durch die in eingehender Sachkenntnis kommentierten Briefe wird das Bild Mörikes in der Vielfalt seiner Beziehungen so verdeutlicht, daß aus ihnen allein schon die Bedeutung des Dichters in der deutschen und besonders in der schwäbischen Literatur- und Geistesgeschichte ersichtlich wird. Seebaß nennt in der Einleitung Mörike „ein Genie der Freundschaft, wie es wenige gegeben hat“. Der sein ganzes Leben lang kränkelnde Dichter mußte sich seine Werke wie seine Briefe oft schwer abringen. Er stammte aus einer armen kinderreichen Familie und stand zeitlebens in dürftigen Verhältnissen. Selten hat er Klage geführt, aber treu und beständig die einmal angeknüpften Freundschaftsbande festgehalten. Seine „Andacht zum Kleinen“ läßt ihn Jean Paul und Adalbert Stifter verwandt erscheinen. Auch in ihm steckt neben dem Dichter der Maler und Musiker, und dem-